

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Maribeth hat Abstriche gemacht, hat Kompromisse geschlossen, versucht, ihren eigenen Ansprüchen zu genügen, alles so gut wie möglich zu machen – für die Kinder, die Ehe, den Job. Aber dabei bleibt vieles auf der Strecke, auch das Gefühl für sich selbst. Erst als ihr Körper ein Ultimatum stellt und sie weiß, dass sie so nicht weitermachen kann, ist sie bereit, sich eine Chance zu geben und ein großes Wagnis einzugehen.

Ein Roman, der große Fragen stellt und uns mitnimmt bis dorthin, wo sich Liebe und Leben treffen.
Ein Buch, das ehrlicher, aufwühlender und lebensbejahender nicht sein könnte.

Gayle Forman, geboren 1971, begann ihre journalistische Karriere beim ›Seventeen Magazine‹ und arbeitete dann für große Zeitschriften wie ›Cosmopolitan‹, ›Glamour‹ und ›Elle‹, bevor sie anfang, Romane zu schreiben. Inzwischen hat sie etliche Bestseller veröffentlicht. Sie lebt mit ihrer Familie in Brooklyn, New York.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

GAYLE FORMAN

Manchmal
musst du einfach
leben

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Stefanie Schäfer

FISCHER Taschenbuch



2. Auflage: August 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2018

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI book GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03660-8

New York City

Maribeth Klein saß noch spät im Büro und wartete darauf, den letzten Fahnenabzug der Dezemberausgabe durchgehen und freigegeben zu können, als sie einen Herzinfarkt erlitt.

Die ersten Stiche in ihrer Brust glichen eher einem Druckgefühl als einem Schmerz, weshalb sie nicht sofort *mein Herz* dachte. Sie hielt sie für Verdauungsstörungen, hervorgerufen durch das fettige Gericht vom Chinesen, das sie vor einer Stunde am Schreibtisch gegessen hatte, oder für einen Ausdruck ihrer Sorge wegen der Länge ihrer To-do-Liste für morgen. Vielleicht regte sie sich auch über das Gespräch mit ihrem Mann, Jason, auf, der, als sie anrief, noch nach acht mit Oscar und Liv eine Tanzparty veranstaltete, obwohl sich ihr Nachbar von unten, Earl Jablonski, darüber beschweren würde, und obwohl es durch das späte Zubettgehen sehr wahrscheinlich war, dass einer der Zwillinge nachts aufwachte (und damit auch sie).

Aber an ihr Herz dachte sie nicht. Sie war vierundvierzig Jahre alt. Überfordert und übermüdet – aber welche berufstätige Mutter war das nicht? Außerdem gehörte Maribeth Klein nicht zu den Frauen, die bei Hufklappern an Zebras dachten, oder zumindest an Pferde. Sie ging davon aus, dass jemand den Fernseher zu laut gestellt hatte.

Als ihr Herz zu krampfen begann, kramte Maribeth also lediglich eine Schachtel *Rennie* aus der Schreibtischschublade

und kaute ein paar Tabletten, während sie hoffte, Elizabeths Bürotür würde sich öffnen. Doch die Tür blieb geschlossen, hinter der Elizabeth und Jaqueline, Creative Director von *Frap*, darüber debattierten, ob sie das Cover ändern sollten, nachdem jetzt im Internet Sexfilme von der jungen Schauspielerin aufgetaucht waren, die es zierte.

Eine Stunde später war die Entscheidung gefallen, die letzten Abzüge waren freigegeben und an den Drucker geschickt. Bevor sie nach Hause ging, schaute Maribeth in Elizabeths Büro, um auf Wiedersehen zu sagen, was sie sofort bereute. Nicht nur, weil Elizabeth auf die Uhr blickte, bemerkte, wie müde Maribeth aussähe und ihr vorschlug, ein Taxi auf Firmenkosten zu nehmen – ein freundliches Angebot, das Maribeth beschämte, jedoch nicht in dem Maße, dass sie es ablehnte –, sondern weil Elizabeth und Jaqueline bei Maribeths Erscheinen sofort ihr intensives Gespräch über Dinnerpläne unterbrachen, so als redeten sie von einer Party, zu der sie nicht eingeladen war.

Zu Hause fiel sie in einen unruhigen Schlaf. Als sie erwachte, lag Oscar quer auf dem Bett neben ihr und Jason war bereits fort. Und obwohl sie sich noch schlechter fühlte als am Abend zuvor – erschöpft und als müsse sie brechen, von dem wenigen Schlaf und dem chinesischen Essen, wie sie annahm, mit einem Kiefer, der aus unerfindlichen Gründen schmerzte, was, wie sie später erfuhr, alles Anzeichen ihres fortschreitenden Herzinfarkts waren –, schleppte sie sich aus dem Bett, schaffte es irgendwie, Liv und Oscar anzuziehen und lief die zehn Blocks bis zum BrightStart-Kindergarten, wo sie sich Mühe gab, die kühle Herablassung der anderen Mütter zu ignorieren, mit der sie, wie sie vermutete, geächtet wurde, weil sie die Kinder nur freitagmorgens brachte. Die anderen Tage übernahm Jason – wofür ihn die anderen Mütter förmlich vergötterten –, damit Maribeth früh genug ins Büro kam und um halb fünf Schluss machen konnte.

»Nur ein paar Stunden am Tag«, hatte Elizabeth versprochen. »Freitags frei.« Das war vor zwei Jahren gewesen, nachdem Elizabeth zur Chefredakteurin von *Frap* ernannt worden war, einem neuen (und finanziell gutaufgestellten) Promi- und Lifestyle-Magazin. Mit diesen Versprechungen hatte sie Maribeth zurück in einen Vollzeitjob geködert – nun ja, mit diesen und dem üppigen Gehalt, das sie und Jason brauchten, um künftig die Kindergartengebühren für die Zwillinge bezahlen zu können, die, wie Jason gescherzt hatte, »exorbitant hoch zwei« waren. Damals hatte Maribeth freiberuflich von zu Hause aus gearbeitet, aber nicht mal annähernd ein Vollzeitgehalt verdient. Was Jasons Job bei einem gemeinnützigen Musikarchiv betraf, so hätten allein die Kindergartenkosten schon sein halbes Jahresgehalt aufgefressen. Maribeth hatte von ihrem Vater geerbt, doch obwohl die Summe großzügig gewesen war, hätte sie nur das erste Jahr abgedeckt und was, wenn sie keinen Platz im städtischen Kindergarten bekamen (wo man noch weniger Chancen hatte reinzukommen als nach Harvard, wie behauptet wurde)? Sie brauchten das Geld wirklich.

Doch in Wahrheit hätte Maribeth wahrscheinlich die Stelle auch dann angenommen, wenn der Kindergarten kostenlos gewesen wäre, wie es angeblich in Frankreich der Fall war, um endlich eine Möglichkeit zu haben, Seite an Seite mit Elizabeth zu arbeiten.

Die paar Stunden am Tag stellten sich als acht heraus und wurden vor Redaktionsschluss noch wesentlich mehr. Und die freien Freitage erwiesen sich als die geschäftigsten Tage der Woche. Die Arbeit Seite an Seite mit Elizabeth war auch nicht so, wie sie es erwartet hatte. Gar nichts war so, um ehrlich zu sein, außer vielleicht, was den Kindergarten anging. Der war genauso teuer, wie sie angenommen hatten.

Als es Zeit für den Lesekreis wurde, schlug Maribeth das

Buch auf, das Liv sorgfältig für heute ausgewählt hatte, *Lilly und der Lieblingslehrer*, und blinzelte, weil die Wörter über die Seite tanzten. Heute früh, nachdem sie Galle in die Toilette gewürgt hatte, hatte sie ihrer Tochter vorgeschlagen, das Vorlesen vielleicht besser auf den nächsten Freitag zu verschieben und damit bei Liv einen Wutanfall ausgelöst. »Du kommst nie in den Kindergarten!«, hatte ihre Tochter aufgeheult. »Was man versprochen hat, muss man auch halten!«

Maribeth kämpfte sich durch das ganze Buch, obwohl sie an Livs verkniffenem Gesicht sah, dass ihre Darbietung enttäuschend war. Nach dem Lesekreis verabschiedete sie sich von den Zwillingen und fuhr mit dem Bus die zehn Blocks zurück nach Hause, wo sie ihre E-Mails checkte, anstatt sich etwas hinzulegen, wie sie es so unglaublich gern getan hätte. Ganz oben im Posteingang fand sie eine Nachricht von Elizabeths Assistentin Finoula, an ihre Privat- und ihre Büro-E-Mail-Adresse geschickt, mit der Frage, ob sie schnell den angehängten Artikel redigieren könne. Als Nächstes kam die To-do-Liste, die Maribeth sich selbst am Abend zuvor von der Arbeit aus gemailt hatte. Sie umfasste zwölf Punkte, dreizehn, wenn man den Artikel hinzuzählte, den Finoula gerade geschickt hatte. Obwohl es Maribeth ansonsten vermied, Dinge vor sich her zu schieben – denn wenn sie es tat, metastasierten ihre Listen nur –, ordnete sie in Gedanken den Tag noch einmal neu. Sie setzte Prioritäten (Gynäkologin, Steuerberater, Andrea treffen) und überlegte, was warten konnte (Anruf bei Oscars Logopädin, Reinigung, Post, Autoinspektion), und was sie an Jason delegieren konnte, den sie im Büro anrief.

»Hallo, ich bin's«, sagte sie. »Meinst du, du könntest dich heute ums Abendessen kümmern?«

»Wenn du keine Lust hast zu kochen, dann lass uns doch was bestellen.«

»Geht nicht. Heute ist doch das Zwillingseelterntreffen bei uns. Und da bringt jeder etwas mit«, erinnerte sie ihn. Denn obwohl es im Kalender stand, obwohl sie Anfang der Woche schon einmal mit ihm darüber gesprochen hatte, und obwohl diese Treffen nun schon seit über vier Jahren alle zwei Monate stattfanden, kamen sie für ihn jedes Mal überraschend. »Außerdem geht's mir nicht so gut«, fügte sie hinzu.

»Dann sag doch ab«, erwiderte er.

Sie hatte gewusst, dass er das sagen würde. Jason machte es sich gerne einfach. Doch bisher war ein solches Treffen erst einmal abgesagt worden, vor zwei Jahren, gleich nach dem Hurrikan Sandy. Maribeth wusste natürlich, dass es nicht Jasons Ding war, aber sie hatte sich der Gruppe angeschlossen, als die Zwillinge gerade einmal sechs Wochen alt waren. Sie war fix und fertig vor Erschöpfung und unglaublich einsam gewesen, weil sie den ganzen Tag allein mit ihnen zu Hause gehockt hatte. Natürlich waren manche Eltern nervtötend (zum Beispiel Adrienne, deren Kinder Clementine und Mo ständig irgendetwas anderes nicht essen durften, je nachdem, welche Ernährungsstudie Adrienne gerade in der *Times* gelesen hatte – keine Milchprodukte, kein Gluten, aktuell aßen sie nach der Paleo-Diät). Aber diese Leute waren ihre ersten Elternfreunde gewesen, und auch wenn sie sie nicht alle gleichermaßen mochte, so waren sie doch ihre Verbündeten.

»Ich bin einfach kaputt«, sagte sie zu Jason. »Und es ist zu spät abzusagen.«

»Es ist nur, dass mein Tag auch völlig wahnsinnig ist«, entgegnete Jason. »Wir müssen vor dem Datenbank-Upgrade Zehntausende Dateien migrieren.«

Maribeth stellte sich eine Welt vor, in der ein wahnsinniger Tag sie dazu berechtigen würde, sich nicht um das Abendessen zu kümmern. Sie berechtigen würde, sich um nichts zu

kümmern. In so einer Welt würde sie gerne leben. »Kannst du nicht irgendetwas kochen? Bitte!« *Sag mir nicht, ich soll Pizza bestellen*, dachte Maribeth, und ihre Brust krampfte, nicht vor Stress, wie sie glaubte, sondern weil sich das Blut mühsam durch ihr verengtes Herzkranzgefäß zwängte. *Bitte sag nicht, dass ich Pizza bestellen soll.*

Jason seufzte. »In Ordnung. Ich mache das Hühnchen mit Oliven. Das mögen alle.«

»Danke.« Vor Dankbarkeit, nicht in der Verantwortung zu sein, kamen ihr fast die Tränen, und zugleich war sie wütend, weil sie immer in der Verantwortung war.

Sie brauchte eine Viertelstunde, um die drei Straßen bis zu dem Café zu laufen, in dem sie sich mit Andrea Davis verabredet hatte, einer ehemaligen Kollegin bei der *Rule*. Sie hätte das Treffen gerne abgesagt, aber Andrea – geschieden, zwei pubertierende Kinder –, war zur Zeit arbeitslos, weil das Shopping-Magazin, bei dem sie gearbeitet hatte, pleitegegangen war. So wie die *Rule* damals Pleite gemacht hatte. Und wie so viele andere Zeitschriften, bei denen sie gearbeitet hatten.

»Was für ein Glück du hast, bei der *Frap* zu arbeiten, zusammen mit Elizabeth«, sagte Andrea über ihren Kaffee hinweg zu Maribeth, der schon vom Geruch übel wurde. »Der Markt ist gnadenlos.«

Ja, das wusste Maribeth. Der Markt war gnadenlos. Sie hatte Glück.

»Was waren das für Zeiten bei der *Rule*«, fuhr Andrea fort. »Weißt du noch, als wir nach dem 11. September die ganze Ausgabe umgeschmissen und alles neu gemacht haben? Wie wir bis in die Nacht hinein geackert haben, alle gemeinsam, während der Geruch von verbranntem Plastik in der Luft lag? Manchmal denke ich, dass das die besten Tage meines Lebens waren. Ist das nicht krank?«

Maribeth wollte erwidern, dass sie manchmal genauso dachte, aber sie war in dem Moment so kurzatmig, dass sie kaum sprechen konnte. »Ist dir nicht gut?«, fragte Andrea.

»Nein, nicht besonders«, gab Maribeth zu. Sie kannte Andrea nicht so gut, was es ihr leichter machte, ihr die Wahrheit zu sagen. »Merkwürdige Symptome. Wie Schmerzen. In meiner Brust. Ich habe Angst, es könnte ...« Sie konnte nicht weiter sprechen.

»Das Herz sein?«, fragt Andrea.

Maribeth nickte, während das genannte Organ sich erneut verkrampfte.

»Ich renne mindestens einmal im Jahr in die Notaufnahme, weil ich überzeugt bin, einen Herzinfarkt zu haben. Ich habe dann Schmerzen in meinem Arm und alles.« Andrea schüttelte den Kopf. »Na ja, es ist nichts. Okay, nicht nichts, nur Sodbrennen. Also, bei mir jedenfalls.«

»Sodbrennen?«

Andrea nickte. »Sodbrennen. Kommt alles vom Stress. Na ja, wem sage ich das.«

Natürlich, Stress. Das klang logisch. Andererseits hatte die *Frap* gerade das Porträt einer 27-jährigen Sitcom-Schauspielerin gebracht, bei der MS diagnostiziert worden war. »Es kann jeden treffen«, hatte die Schauspielerin in dem Artikel gesagt. Vor zwei Wochen hatte dann Maribeths Mutter angerufen und erwähnt, dass die 36-jährige Tochter ihrer Freundin Ellen Berman Brustkrebs im vierten Stadium hätte. Obwohl Maribeth weder Ellen Berman noch deren Tochter jemals kennengelernt hatte, hatte es ihr schrecklich leid getan und ihr einen solchen Schrecken eingejagt, dass sie gleich einen Termin bei ihrer Gynäkologin vereinbart hatte (und sie musste wirklich dringend zur Mammographie, das schob sie seit Jahren vor sich her). Die Schauspielerin hatte recht: Es konnte jeden treffen.

Und tatsächlich – Maribeth wusste nicht, dass ihr Herzgewebe inzwischen bereits durch den Sauerstoffmangel abzusterben begann. Also spulte sie weiter ihr Tagesprogramm ab. Versprach Andrea, Elizabeth nach offenen Stellen oder Aufträgen zu fragen und nahm dann ein Taxi zum Büro des Steuerberaters, wo sie die Quittungen aus dem letzten Jahr ablieferte, damit die – schon seit April verlängerte – Abgabe ihrer Steuererklärung nächste Woche noch fristgerecht über die Bühne gehen konnte. Dann nahm sie ein Taxi zur Praxis von Dr. Cray, denn obwohl ihr jetzt schwindelig war und sie sich nichts sehnlicher wünschte, als sich zu Hause hinzulegen, wäre ihre jährliche Vorsorge schon vor sechs Monaten fällig gewesen, und sie wollte nicht so enden wie Ellen Bermans Tochter.

Und weil sie nicht wusste, dass ihre Erschöpfung auf Sauerstoffmangel durch die verringerte arterielle Blutversorgung beruhte, behauptete sie Dr. Crays Arzthelferin gegenüber, ihr ginge es gut, obwohl diese feststellte, dass ihr Blutdruck anormal niedrig sei und fragte, ob sie möglicherweise dehydriert sei. Vielleicht war sie das. Vielleicht lag es daran. Also ließ sie sich ein Glas Wasser geben.

Sie dachte noch immer nicht an ihr Herz, und hätte es vielleicht auch nie getan, wenn Dr. Cray sie nicht gefragt hätte, ob es ihr gutginge.

Die Frage an sich war pro forma. Aber Dr. Cray – die Oscar und Liv zur Welt gebracht und Maribeth in so vielen schweren Situationen beigestanden hatte – stellte sie genau dann, als sie gerade sanft ihre linke Brust abtastete, genau über ihrem Herzen, das inzwischen nicht mehr schmerzte, sondern sich so gespannt anfühlte wie eine Trommel, ein Gefühl, das Maribeth an ihren schwangeren Bauch erinnerte und sie unwillkürlich erwiderte: »Also, ehrlich gesagt ...«

Zwei Stunden später geriet Maribeth in Panik.

Dr. Cray hatte sie zwar beruhigt, es sei wahrscheinlich nichts, sie aber trotzdem mit dem Taxi in die nächste Notaufnahme geschickt und vorher dort angerufen, um sie anzukündigen. »Nur vorsorglich, damit wir auf der sicheren Seite sind.« Bei ihrer Ankunft war Maribeth mit einem Armband versehen, an Monitore angeschlossen und auf die kardiologische Überwachungsstation gebracht worden, wo sie von einer schier endlosen Reihe von Ärzten beobachtet wurde, von denen keiner alt genug aussah, um schon Alkohol trinken, geschweige denn praktizieren zu dürfen.

Im Taxi auf dem Weg zum Krankenhaus hatte sie Jason bei der Arbeit angerufen und nur seine Mailbox erreicht. Ihr fiel ein, dass er gesagt hatte, er würde heute die meiste Zeit nicht im Büro sein, also rief sie ihn auf dem Handy an und erreichte auch nur die Mailbox. Typisch. Er ging so gut wie nie ans Telefon. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Schließlich saß sie in einem Taxi ähnlich jenem, das sie am Abend zuvor von der Arbeit nach Hause gebracht hatte. Es war ihr also nicht unwahrscheinlich vorgekommen, dass die ganze Sache schon in ein bis zwei Stunden vorüber sein würde.

Sie schrieb eine SMS an Robbie, die auf die Zwillinge aufpasste, seitdem sie ein Jahr alt gewesen waren und Maribeth

endlich genügend Aufträge als Freiberuflerin hatte, um es sich leisten zu können, jemanden einzustellen. Damals war Robbie eine süße, kreative Studentin mit Hauptfach Theater an der New Yorker Uni gewesen; jetzt war sie eine fertigausbildete Schauspielerin mit unregelmäßigem Terminplan. Daher war Maribeth nicht weiter überrascht, als Robbie ihr zurückschrieb: *Kann nicht. Bin angerufen worden!!!!!!*, begleitet von einer Reihe Emojis, um ihre Aufregung zu unterstreichen. Und dann hatte sie noch ein *Sorry* hinzugefügt mit traurig aussehenden Emojis, um ihr Bedauern auszudrücken.

Es ging inzwischen auf halb drei zu; bald mussten die Zwillinge vom Kindergarten abgeholt werden, aber es war niemand da, um das zu übernehmen. Maribeth versuchte es noch einmal bei Jason, erreichte aber wieder nur seine Mailbox. An diesem Punkt hatte es wirklich keinen Sinn mehr gehabt, ihm eine Nachricht zu hinterlassen. Er würde den Kindergarten ohnehin nicht mehr rechtzeitig erreichen können. Außerdem hatten sich auf Jasons Mailbox unabgehörte Nachrichten angesammelt, die bis zur Zeit der letzten Präsidentenwahl zurückreichten.

Also rief Maribeth im Kindergarten an. Die Sekretärin, hübsch wie ein Model aber hoffnungslos inkompetent, so dass sie regelmäßig Formulare und Schecks verbummelte, meldete sich. Maribeth fragte, ob es in Ordnung sei, wenn Oscar und Liv heute Nachmittag ein wenig länger im Kindergarten blieben.

»Es tut mir leid, aber wir bieten keine Spätbetreuung an«, erwiderte die Sekretärin, als sei Maribeth irgendeine Fremde und keine Mutter, deren Kinder seit gut einem Jahr diesen Kindergarten besuchten.

»Ich weiß, aber ich ... bin unerwartet aufgehalten worden und kann unmöglich kommen.«

»Die BrightStart-Statuten besagen eindeutig, dass die Kin-

der spätestens bis fünfzehn dreißig abgeholt sein müssen«, sagte die Sekretärin. Man konnte sie kaum verstehen; der Empfang im Taxi war miserabel.

»Ich kenne die Regeln, aber es handelt sich um einen ...« Maribeth zögerte. Notfall? War es denn wirklich ihr Herz und nicht eher eine kolossale Zeitverschwendung? »Eine unausweichliche Situation. Ich werde es definitiv nicht schaffen, um fünfzehn Uhr dreißig am Kindergarten zu sein, und auch mein Ehemann und der Babysitter können nicht kommen. Ich weiß, dass die Erzieherinnen länger bleiben. Könnten Oscar und Liv nicht einfach still in einer Ecke spielen? Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich die erste Mutter bin, der je so etwas passiert ist.« Oder doch? Vielleicht war sie die Erste. Das Tribeca-Viertel, in dem der Kindergarten lag und wo Maribeth seit über zwei Jahrzehnten ein mietpreisgebundenes Loft bewohnte, war zu einer der wohlhabendsten Gegenden im ganzen Land geworden. Manchmal kam es ihr vor, als hätten die Kinderfrauen hier sogar Kinderfrauen.

Die Sekretärin stieß einen unschönen Laut aus und drückte Maribeth in die Warteschleife. Einige Minuten später meldete sie sich wieder mit der Nachricht, eine andere Mutter habe angeboten, die Zwillinge mitzunehmen.

»Oh, gut. Wer denn?«

»Niff Spenser.«

Niff Spenser war eigentlich gar keine BrightStart-Mutter, zumindest momentan nicht. Ihre älteren beiden gingen schon zur Grundschule und ihr drittes Kind würde erst nächstes Jahr in den Kindergarten kommen. Niff leistete jedoch in dem »Brückenjahr«, wie sie es nannte, Freiwilligenarbeit im Kindergarten, um »auf dem Laufenden« zu bleiben, als wäre das Lernpensum dort so hoch, das man ansonsten unweigerlich den Anschluss verpasste. Maribeth konnte die Frau nicht ausstehen.

Aber Jason meldete sich nicht, und Robbie hatte zu tun. Eine Sekunde lang dachte sie an Elizabeth, aber es kam ihr unpassend vor, nicht so, als würde sie eine Freundin, sondern als würde sie eine Chefin anrufen.

Sie ließ sich von der Sekretärin Niffs Nummer geben und schrieb ihr eine SMS mit Jasons Kontaktdaten und dem Versprechen, dass er die Kinder vor dem Abendessen abholen würde. Dann schickte sie Jasons Niffs Nummer, erklärte ihm, dass sie aufgehalten worden sei und bat ihn, sich mit Niff in Verbindung zu setzen. *Bitte bestätige mir, dass Du die SMS bekommen hast*, schrieb sie.

Alles klar, kam zurück.

Und einfach so schien ohne ihr Zutun eine Entscheidung gefallen zu sein. Sie würde Jason nicht sagen, warum sie aufgehalten worden war, bis alles vorüber war. Wenn es sich als falscher Alarm erwies, würde sie ihm vielleicht gar nichts sagen. Die Wahrscheinlichkeit war groß, dass er nicht nachfragen würde.

Maribeth begutachtete das Messgerät an ihrem Finger. Ein Pulsoximeter. Sie erinnerte sich daran, dass ihr Vater nach seinem Schlaganfall so einen getragen hatte. Die Elektroden auf ihrer Brust juckten; bestimmt würde sie heute Abend ganz schön schrubben müssen, um den Kleber abzukriegen. »Entschuldigen Sie«, fragte sie eine der Assistenzärztinnen, eine stylische junge Frau, die teure Schuhe trug und affektiert redete. »Können Sie mir sagen, wie lange es wohl noch dauert?«

»Ich glaube, Ihnen soll noch mal Blut abgenommen werden«, antwortete die Ärztin.

»Noch mal? Weshalb? Ich dachte, mein EKG sei normal gewesen.«